



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller, Willy: Blicke in das Gesellschaftsleben zur Zeit der französischen
Konsularregierung : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

flussenden „Sphären“ nicht mehr aristokratisch, sondern proletarisch sind, macht das Gesamtbild in seiner gesteigerten Roheit noch abstoßender, ändert aber am Wesen der Sache nichts. Halten kann sich der rote Terror auf die Dauer ebensowenig wie alle übrigen sozialistischen Experimente. Wenn wir eines Tages aus diesem Fiebertraum erwachen, dann werden Staat und Gesellschaft vor der Aufgabe stehen, die individualistische Wirtschaftsform, als die einzige, in der die Menschheit auf ihrer heutigen Entwicklungsstufe arbeiten und produzieren kann, auf einem Trümmerfelde wieder aufzubauen. Dann wird sich vielleicht von neuem die Gelegenheit bieten, durch organische Beeinflussung der Entwicklung die Übermacht des Kapitals einzudämmen. Gebe der Himmel, daß dann nachgeholt wird, was in den letzten hundert Jahren versäumt wurde!



Blicke in das Gesellschaftsleben zur Zeit der französischen Konsularregierung

Von Dr. Willy Müller

(Schluß.)

Bezeichnend für das gesellschaftliche Leben der Jahre vor der Errichtung des Kaiserthrones ist aber auch das allmähliche Entziehen und die weitere Ausbildung einer bonapartischen Hofhaltung. November 1799 siedelte der Haushalt des Ersten Konsuls aus der bisherigen bescheidenen Privatwohnung in das Petit-Luxembourg über, und hier tauchte im Salon Josephinens das so lange verpönt gewesene Wort „Madame“ wieder auf; die „Citoyenne“ verschwand — allerdings erst nach und nach — von der Bildfläche. Und schon im Februar des folgenden Jahres vertauschte man das Luxembourg mit den Tuileries. Bonaparte hatte nun, wo repräsentiert werden sollte, nichts Eiligeres zu tun, als den Zutritt zum Salon seiner Gattin allen Vertreterinnen einer laxen Moral zu untersagen, was Josephine, die mit dieser unständigen Welt einigermaßen verwachsen war, viele Tränen kostete; selbst Frau Tallien, mit der sie jahrelang das gleiche Interesse intensivsten Lebensgenusses verbunden hatte, wurde veranlaßt zu weichen, um so mehr, als sich ihren früheren Sünden neuerdings das Verhältnis zu Herrn Duvrard gesellte. Eine einzige Ausnahme mußte der Konsul bei diesem Reinigungsprozesse allerdings machen: Josephine selbst blieb. Dann aber galt es, eine neue Hofgesellschaft zu konstituieren. Die Guillotine hatte glücklicherweise einen Tanzmeister von Ruf, Herrn Despréaux, verschont, dem, da er als lebendiger Anstandskodex galt, sich anvertraute, was in aller Eile ein formvollendeter Cavalier oder eine große Dame werden wollte; und neben ihm spielte die Rolle der Pythia in allen Fragen des guten Tones Frau Campan, einst erste Kammerfrau Marie Antoinettes. Sie kramte eifrig in dem Schatze ihrer Erinnerungen, um die alte Hofordnung der Königszeit möglichst vollständig zu reproduzieren; und auch durch Frau von Montesson, die sich den neuen Verhältnissen gegenüber bald nicht mehr völlig ablehnend verhielt, ließ Bonaparte sich gern belehren. Im März 1802 wurden die ersten, die neue Etikette regelnden Vorschriften erlassen, die Dienerschaft erhielt

Livree, und bald hörte man von großen Dinern, zu denen die Mitglieder des diplomatischen Korps, die hohen Staatsbeamten und die Generale mit ihren Frauen erschienen. Die intimsten Geheimnisse höfischer Förmlichkeiten waren allerdings im Ozean der Revolution versunken, und den von manchem schmerzlich vermißten Schatz zu heben, erforderte Zeit.

Wie in allen Perioden der Weltgeschichte spielte aber auch während der Tage des Konsulats die Liebe eine Rolle; genußfreudig auf diesem Gebiete, waren die Menschen damals nicht anders geartet als die Vor- und die Nachwelt. Selbstverständlich blühten bei geselligen Zusammenkünften jene harmlosen Scherze, die ihren Höhepunkt in dem Einlösen von Pfändern durch Küsse fanden; aber es gab doch auch in den besseren Kreisen Frauen und Mädchen genug, die intensiver genießen wollten und sich legitim oder, wenn das nicht glückte, illegitim mit einem Manne verbanden. Manchmal trieb die Liebe ganz wunderbare Blüten: wie vor kurzem der Herzog von Bourbon in einem offenkundigen, nichts weniger als geschwisterlichen Verhältnis zu seiner Schwester, der Herzogin du Maine, gestanden hatte, so unterhielt jetzt die schöne Frau v. Savary, spätere Herzogin von Koburg, ebenfalls zarte Beziehungen zu ihrem Bruder, einem Herrn v. Faudoas, und Theresia Tallien soll dieselben Pfade gewandelt sein. Ein origineller Kauz war auch der reiche Bankier Beaujon, der, als er, hochbetagt, auf den Verkehr mit Maitressen verzichten mußte, sich doch noch ein Duzend „berceuses“ — Wiegerinnen — hielt, schöne Frauen, die ihn unter dem Gesange von Schummerliedern in Schlaf schaukeln mußten, eine Prozedur, durch die dem lüsternen alten Burschen vermutlich liebliche Bilder aus der Vergangenheit vor die Seele gezaubert wurden. Auch innerhalb der Armee florierte begreiflicherweise die Liebe; in den Feldlagern fand man nicht nur Gattinnen und Maitressen der Offiziere — der General Bonaparte hatte 1796 während des italienischen Feldzuges ein schlechtes Beispiel gegeben, indem er Josephine zu sich kommen ließ —, sondern auch ganze Scharen sonstiger Frauen und Mädchen, die, eine Art Kriegsdrohnen, die Lebensmittel aufzehren halfen und überdies Krankheiten unter den Mannschaften verbreiteten. Eine wunderliche Ehe schloß der eine Zeit lang in Agypten kommandierende General Menou: er heiratete die ihrem Vater abgekaufte hübsche junge Tochter eines Bademeisters und wurde sogar ihr zu Liebe Muselman; als sie aber noch nicht lange die Zwanzig überschritten hatte, sah sie aus wie eine wohlbeleibte Höckerin und zeichnete sich durch nichts mehr aus als durch grenzenlosen Stumpfsinn.

Auch dem Ersten Konsul war natürlich die Liebe nicht fremd geblieben; immerhin konnte aber der schon kriegserprobte General für einen im Minnedienste noch völlig un ausgebildeten Rekruten gelten, als er zur Direktorialzeit die graziose und elegante Josephine v. Beauharnais kennen lernte, die, von finanzkräftigen Freunden unterstützt, deren Beihilfe sie durch Gefälligkeiten anderer Art weit zu machen mußte, die Trauer um ihren guillotinierten Gatten mit Vorliebe auf Ballen und in Konzerten zur Schau trug und Bonapartes bald entzündete Blut zu immer höheren Flammen schürte, bis er der mittellosen und verschuldeten lustigen Witwe die Hand zum Ehebunde reichte, die nur allzu gern ergriffen wurde, weil diese Verbindung ihr und ihren beiden Kindern wenigstens das tägliche Brot sicherte. Geduldig ließ der Hochbeglückte es über sich ergehen, daß Josephinens Hündchen Fortune, ein etwas mißratener Mops, der gewohnt war, im Bette seiner Herrin

ihr zu Füßen zu nächtigen, seinen Unwillen über die mißliebige Störung der gewohnten Behaglichkeit dadurch dokumentierte, daß er den neuen Teilhaber der Ruhestatt kurzer Hand ins Bein biß; geduldig ertrug er selbst die absolute Gleichgültigkeit seiner jungen Gattin, die ihm den „Pulsschlag eines Marmorbildes“ zu haben schien; erst als unbestritten festgestellt war, daß die Angebetete sich einem schmucken Husarenoffizier, Herrn Hippolyte Charles, gegenüber weit weniger zurückhaltend zeigte, änderten sich die Empfindungen des aus allen seinen Himmeln Gestürzten, und als Erster Konsul ließ er sich in den Tuilerien eine Garçonwohnung herrichten, wo er, vor eifersüchtigen Blicken geborgen, allerhand Freundinnen empfing. Manchmal freilich markierte Josephine, in steter Angst vor der angedrohten Scheidung lebend, die Tolerante: den Schauspielerinnen Mademoiselle Duchenois und Mademoiselle Georges, deren zarte Beziehungen zu ihrem Gatten ihr zweifellos nicht unbekannt waren, schenkte sie sogar kostbare Gewänder, wie Witzbolde erzählten, „um ihre Nacktheit zu kleiden“.

War aber für die Anschauungen, die zur Zeit des Konsulats über Liebe und Liebesleben in den tonangebenden Sphären herrschten, die Ehe Bonapartes charakteristisch, so nicht minder diejenige seines Bruders Lucian. Dieser hatte seine erste Frau durch den Tod verloren und kam zu der zweiten in etwas ungewöhnlicher Weise. Ihre Bekanntschaft machte er auf Schloß Méréville bei dem Grafen Laborde. Die junge und hübsche Alexandrine Joubertou war bei der, sobald es sich um sexuelle Fragen handelte, absoluten Vorurteilslosigkeit ihres in Konkurs geratenen Gatten und dessen Bedürfnis, seinem an chronischer Auszehrung leidenden Geldbeutel neuen Inhalt zuzuführen, des Schloßherrn Geliebte. Nun kamen einst zum Teil in Gesellschaft ihrer Maitressen als Gäste des Grafen erschienene Herren — auch Lucian war darunter — nach einem lukullischen Mahle auf den die Sinne kitzelnden Gedanken, eine Art Spiel zu treiben, das Kinder als „Bäumchen verwechseln“ zu bezeichnen pflegen; die Rolle der Bäumchen übernahmen aber hier die Damen. Beim Verlosen fiel Frau Joubertou Lucian Bonaparte zu, beide fanden aneinander Gefallen, und bald hatte die kluge, im Verkehr mit Männern gut geschulte und nach Höherem strebende Frau den Bruder des Ersten Konsuls so sicher in ihrem geschickt geknüpften Netze, daß er sie nach dem baldigen Tode ihres Gatten heiratete. Die Vorwürfe Napoleons waren wirkungslos; nicht mit Unrecht durfte Lucian darauf hinweisen, daß das Schicksal der einstigen Frau v. Beauharnais mit demjenigen seiner Alexandrine eine ganz frappante Ähnlichkeit habe. Konnte in diesem Falle der Erste Konsul den Eintritt einer Dame von überaus lockerem Lebenswandel in seine Familie nicht hindern, so wußte er bei anderer Gelegenheit eine stark kompromittierte Persönlichkeit den Hofzirkeln fern zu halten. Es handelte sich um die schöne Frau Visconti, mit der der General Berthier in wilder Ehe lebte. Dieser spähte nach einer Möglichkeit aus, seiner ehrgeizigen Freundin den Zutritt zu den Salons der Tuilerien zu vermitteln, und glaubte sie bei folgendem Anlaß gefunden zu haben. Als Karoline Bonaparte sich Anfang 1800 verheiratete, schenkte Napoleon dieser seiner Schwester ein Diamantenhalsband aus dem Juwelenschatz Josephinens, deren Schulden er eben unter großen Opfern bezahlt hatte. Diese, über die Beraubung verstimmt, hielt sich durch den heimlichen Ankauf einer weit schöneren Kette — die Perlen aus denen sie zusammengesetzt war, entstammten dem Schmuckkästchen Marie

Antoinettes — schadlos, und die dafür dem Juwelier Foncier zu erlegende Summe entnahm der von ihr ins Vertrauen gezogene Berthier ungeniert den für die Militärklazarette bestimmten, zu seiner Verfügung stehenden Kapitalien, in der Hoffnung, diese Gefälligkeit werde Frau Visconti zu der ersehnten Vergünstigung verhelfen. Aber der Erste Konsul blieb allen Bitten Josephinens unzugänglich, zumal außerordentlich pikante Briefe, die der verliebte General von Agypten aus an seine Trauteste gerichtet hatte, britischen Spionen in die Hände gefallen und kürzlich von England aus gedruckt über halb Europa verbreitet waren.

Nicht minder wie die Herzensangelegenheiten Berthiers, des ersten militärischen Gehilfen Bonapartes, wirbelte aber auch ein Liebesverhältnis Talleyrands, seiner rechten Hand in politischen Dingen, Staub auf. Warmer Neigung fähig und bedürftig, huldigte dieser den Frauen mit aufrichtiger Hingabe, so auch einer Madame Grant, die als seine Maitresse bei ihm im Ministerium des Auswärtigen wohnte. Als aber nach und nach die bei dem Ersten Konsul akkreditierten Vertreter der fremden Mächte in Paris erschienen, bereiteten diese Zustände Schwierigkeiten; die Damen des diplomatischen Korps verspürten, wie zu verstehen, keine Neigung, der Geliebten eines Ministers ihre Aufwartung zu machen. Da griff denn Bonaparte energisch ein und wies Talleyrand an, die Freundin, falls er sein Amt behalten wolle, entweder zu entfernen oder zu heiraten. Man sieht, die Zeit der Ungebundenheit war vorbei; es wehte bereits Hofschaft in Paris. Der so Gedrängte aber, der sich weder von Frau Grant trennen noch seiner glänzenden Stellung und allen mit ihr verbundenen pekuniären Vorteilen entsagen wollte, faßte den Entschluß, die Beanstandete zu seiner Gattin zu machen, und damit war das Problem gelöst: einer Frau v. Talleyrand konnten die fremden Damen sich ohne jedes Bedenken vorstellen lassen, selbst wenn sie eine bewegte Vergangenheit hatte. Und auf eine solche blickte die verflossene Madame Grant allerdings zurück. Geboren in dem vorderindischen Trankebar, war die nunmehrige Exzellenz, die, eben erwachsen, bereits aus ihren Reizen Kapital zu schlagen verstand, in Batavia als Tänzerin aufgetreten; hier verliebte sich ein Kaufmann namens Grant in die Sechzehnjährige und heiratete sie, ließ sich aber bald wieder von ihr scheiden wegen einer Episode, deren Held Sir Philipp Francis, der Verfasser der vielgenannten „Juniusbriefe“, war. Längere Zeit in der Welt umherabenteuernd, lernte die Heimatlose schließlich irgendwo Talleyrand kennen, der die „schöne Indierin“ mit nach Paris nahm; wer ihr von der Lebrun-Vigée gemaltes Bild sieht, wird das verstehen. Man bewunderte an ihr in erster Linie den Teint, der wie Perlmutter und Rosen leuchtete, dann die blauen, von schwarzen Wimpern bedeckten Augen, vor allem aber die süppigen Wellen des wundervollen Haares, das sie wohl ihren Freunden zu Liebe auflöste, um sich ihnen, wenn wir den Memoiren der Comtesse de Boigne Glauben schenken dürfen, in diesem natürlichen Mantel, andere Kleidung verschmähend, zu zeigen. Aber diesem so bevorzugten Wesen fehlte eins: das Gehirn, und wenn unwissende Frauen auch sehr wohl anziehend sein können, dumme sind es selten und keinesfalls auf die Dauer. Talleyrand pflegte denn auch, seine befremdende Eheschließung gewissermaßen entschuldigend, zu äußern: „Eine Frau, die Geist hat, kann ihren Mann leicht bloßstellen, eine dumme kompromittiert nur sich selbst.“

Die Charakteristik der während eines Teiles der Konsulatszeit an hervor-

ragender Stelle stehenden Dame zu vollenden, mögen ein paar kleine Erzählungen dienen, die bald nach ihrer zweiten Verheirathung in Paris zirkulierten. Als sie einst die prachtvollen Diamanten der Fürstin Dolgorucki bewunderte und diese meinte, es würde ihr doch ein Leichtes sein, ihren Gatten zum Ankauf eines ähnlichen Schmuckes zu bewegen, erhielt sie die Antwort: „Glauben Sie vielleicht, ich hätte einen Papst geheiratet?“ Und den berühmten Kunstkennner und Agyptologen Denon, der nach einem längeren Aufenthalte im Lande der Pyramiden ein Buch über dieses geschrieben hatte, fragte sie einst, ob er denn auch seinen treuen Freitag mitgebracht habe. Sie verwechselte das Werk des Gelehrten mit dem „Robinson Crusoe“. Man kann verstehen, daß es unter solchen Umständen boshaften Leuten Spaß machte, sich bei der törichten Frau nach ihrer Heimat zu erkundigen, nur um die Antwort zu vernehmen: „Je suis d'Inde“. „Dinde“ heißt aber bekanntlich „Pate“. Talleyrand hatte bei dieser Beschränktheit seiner Gattin gewiß den lebhaftesten Wunsch, sie möge in Gesellschaft den Mund nur zum Essen öffnen, und sicherlich meinten viele, der interessantere Teil ihrer Unterhaltung sei die Sprache der schönen Augen. Und doch brachte die geistig vernachlässigte Frau das alte Sprichwort zu Ehren, nach dem auch eine blinde Henne mal ein Korn findet. Als der Minister seine junge Gattin bei Hofe vorstellte und der Erste Konsul ihr gegenüber die Erwartung aussprach, die jetzige Frau Talleyrand würde das Verhalten der einstigen Madame Grant in Vergessenheit bringen, entgegnete die Harmlose, völlig unbefangen mitten ins Schwarze treffend, sie werde sich in jeder Weise die Bürgerin Bonaparte zum Muster nehmen. Möglich, daß es diese Antwort war, die den Gewalthaber veranlaßte, einst an seinen Minister die Frage zu richten, ob die von ihm zur Gemahlin Erkorrene Esprit habe, worauf der also Interpellirte weniger boshaft — er hätte nicht ganz mit Unrecht antworten können: „Genau so viel wie die Ihre“ — als geistvoll replizierte: „So viel wie eine Rose“.

Wir sehen, die Jahre des Konsulats zeigen gesellschaftliche Typen, die näher zu betrachten sich wohl verlohnt.

Zum deutschen Roman der Gegenwart

Von Joachim Albrecht Fehler



Auf keinem Gebiete künstlerischen Schaffens lassen sich vielleicht so innige Verbindungslinien herstellen mit der Gegenwart als gerade bei dem Roman. Sei es nun der Roman nach der alten guten Auffassung, dem vor allem ein breiter Untergrund in der Umwelt zu eigen sein muß, oder sei es der Roman nach der Meinung der Jüngsten, der nur einen wirren Abriß von Eindrücken, Stimmungen bietet und gerade auf diese Art (allerdings unfreiwillig) ein deutliches Bild der Zeit gibt. Weder in der Malerei, der bildenden Kunst, noch in der Musik liegen die gegenseitigen Abhängigkeiten so klar zutage, wie bei dem Roman, der schon allein durch sein äußerliches Gewand, die Breite, alle richtigen Möglichkeiten dazu enthält. Und auch in Büchern, die scheinbar abseits vom Tage zu liegen scheinen, spielt die Epoche, in der das Werk geschrieben wurde, immer wieder deutlich hinein, äußert